

Briefe des Zürcher Stadtrats Wilhelm Meyer an Johann Ulrich v. Salis-Soglio, weiland Sonderbundsgeneral

Autor(en): **Meyer, Wilhelm**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur**

Band (Jahr): **7 (1927-1928)**

Heft 7

PDF erstellt am: **28.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-156430>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

den Kampf eigenmächtig um einer Bagatelle willen begonnen. Wir haben hier ein typisches Beispiel dafür, wie allgemein anerkannte Tatsachen durch die späteren Ereignisse und durch pseudohistorische Stimmungsmache beeinflusst und umgedeutet werden.

Nach Delbrück ist Preußen angegriffen gewesen, weil Frankreich den Vorrang vor Deutschland beansprucht hat. Darauf bemerkt der französische Historiker Seignobos, man könne auch behaupten, Frankreich habe sich angegriffen gefühlt, weil Preußen ihm diesen Vorrang streitig machte!⁷⁾ Die Thesen dieser hervorragenden Vertreter deutscher und französischer Geschichtschreibung treffen den tragischen Konflikt zwischen den beiden Nachbarmächten in seiner ganzen Tiefe. Der Rhein aber ist im Laufe der Jahrhunderte das eigentliche Symbol im Kampfe um die kontinentale Hegemonie geworden. Das verdeutlicht wieder recht diese Aktenammlung, deren wesentlichen Inhalt Unden in einer knappen, meisterlich geformten Darstellung herausgeschält hat.⁸⁾ So wird das Problem des Kampfes um den Rhein, da es durch den Versailler Frieden nur verschärft worden ist, auch in Zukunft die Geschichte Europas mitbestimmen.⁹⁾

Briefe des Zürcher Stadtrats Wilhelm Meyer an Johann Ulrich v. Salis-Goglio, weiland Sonderbundsgeneral.

(Schluß.)

Zürich, den 12. Juli 1870.

Der Spektakel, den die Franzosen machen, hat unsere hiesige Börsenwelt sehr allarmirt. Ich denke, es wird beim Prahlen sein Verbleiben haben, und wenn in Spanien die Republikaner, Karlisten und Alfonsisten, wie ich vermuthet, die Wahl des Prinzen von Hohenzollern scheitern machen, so haben die Franzosen doch die Satisfaktion, behaupten zu können, ihr eigenes energisches Auftreten habe diese Wahl verhindert. Daß sie aber sogar den König von Belgien dafür verantwortlich machen wollen, scheint mir ebenso perfid als unpolitisch.

⁷⁾ In Lavisse, Histoire de France contemporaine t. VII, 223.

⁸⁾ Als Sonderausgabe erschienen unter dem Titel: Napoleon III. und der Rhein. Der Ursprung des Krieges von 1870/71. 120 Seiten.

⁹⁾ Es ist hier nicht der Ort, auf die Aktenpublikation kritisch einzugehen. Außer den abgedruckten Stücken ist eine Fülle weiteren Materials in Anmerkungen, an denen bisweilen eine allzu starke Betonung des eigenen Standpunktes auffallen mag, verwertet worden. Als ganz unzulänglich hingegen muß das Sachregister bezeichnet werden, das für die fast 1500 Seiten auf eine einzige Seite zusammengedrängt ist und bloß die französische Politik in Deutschland umfaßt. Eine solche räumliche Beschränkung ist unverständlich, umso mehr, als das Werk für die Geschichte eines jeden Landes wertvollen Stoff bietet. Man denke nur an uns naheliegende Stichwörter wie Tirol, Trentin, Schweiz, Tessin, Gotthard

Daß übrigens der schwierigen Verhältnisse genug vorhanden seien, welche von heute auf morgen einem Kriege rufen können, will ich nicht abstreiten. Ob es aber gerade jetzt im Interesse des französischen Kaisers liegen kann, einen Krieg zu unternehmen, das möchte ich doch bezweifeln.

Ich gratuliere Ihnen zum 80. Lebensjahre. Zählen Sie auch in dem neu angetretenen Dezennium auf die innige Freundschaft
Ihres ergebensten W. Meyer.

Zürich, den 23. Juli 1870.

Über politisch-militärische Dinge weiß ich Ihnen nichts zu melden als was Sie auch in den Zeitungen finden.

Wenn die Franzosen nicht allernächster Tage angreifen, so finden sie den Feind schon leidentlich vorbereitet und die Überraschung, auf welche sie rechneten, ist von weniger Bedeutung mehr...

Die Ernennung von Hans Herzog zum General und Paravicini zum Stabschef befriedigt allgemein. Mir ist besonders der Umstand erfreulich, daß zur letztern Wahl auch die Welschen redlich mitwirkten.

Zürich, den 1. August 1870.

Der deutsche Enthusiasmus scheint mir ein praktischer und naturgemäßer für jeden, dem es an den Krügen geht und der genug Courage hat, sich seiner Haut zu wehren. Daß Frankreich ins Stadium der Eroberungslust getreten ist, kann kaum bezweifelt werden. Nähme Süddeutschland gegen Preußen die Stellung ein, welche Osterreich 1854 gegen Rußland ergriff, neutral, aber mit Frankreich sympathisirend, so wäre kein besserer Dank von diesem zu erwarten als des T... Dank, der den guten Osterreichern zu Theil wurde. — Nebstdem begreife ich, daß nachdem sogar das verweichelichte Italien nicht mehr ein bloßer geographischer Begriff, sondern eine Nation sein will, die Deutschen, welche an Mannhaftigkeit den Italienern nicht nachstehen wollen, sich schämen müßten, ein großes Stück ihres Landes wieder unter französischer Herrschaft zu sehen, und wieder ein Stück unter dänischer...

Die sog. preußische Zwangsjacke haben die Süddeutschen kaum zu fürchten. Den Anfang eines gesamt deutschen Bundes unter preußischem Schutz hat bereits das Zollparlament gemacht und bewiesen, daß sich die materiellen Interessen von Nord und Süd ganz ordentlich vereinigen lassen, was unter dem früheren deutschen Bunde wegen der besonderen Verhältnisse Osterreichs schwerer durchzuführen war.

Von Bluntschli weiß ich kein Wort.

General Herzog hat unsere Pontonniercompagny aufgeboten. Es ist mir nicht ganz klar, wo er eine Brücke bauen will, ob über die untere Aare zur Verbindung zwischen Eglisau und Laufenburg?

Ihr ergebener

M.

Zürich, den 4. August 1870, abends.

Bluntschli in Heidelberg ist natürlich in Extase. Er hat sein Haus zu einem Spital hergegeben, auf welchem die neutrale Flagge prangt.

Heute Nachmittag 3 Uhr lese ich ein Bulletin, es stehen 14,000 Preußen in Lindau; und um 4 Uhr sehe ich einen Freund, der gestern in Lindau war und daselbst weder einen Preußen noch überhaupt einen Soldaten gesehen hat. . .

Zürich, den 11. August 1870.

Neben der Schlacht bei Metz steht die Krisis in Paris bevor, wenn sie nicht bereits zum Ausbruch gekommen. Ein Sieg der Franzosen bei Metz, wäre er auch nur über ein einzelnes preussisches Armeekorps, käme der kaiserlichen Partei in Paris mächtig zu statten, eine Niederlage würde unmittelbar der Republik rufen.

Aus Wien schreibt ein junger Freund, es sei alles in äußerster Spannung, das Militär brennend vor Ungeduld, an den Preußen Revanche zu nehmen für 1866, die liberale Partei dagegen entschieden für Neutralität, resp. stille Begünstigung des einigen Deutschlands. Der Friede hänge nur noch an einem schwachen Faden, „und dieser heißt Beust“. Wenn der reiße, dann seien die Folgen nicht abzusehen. . .

Aber selbst wenn die preussische Armee in der bevorstehenden Schlacht bei Falkenberg, oder bei Metz eine Niederlage erleiden sollte, würde ich den österreichischen Herrschaften rathen, an sich zu halten, denn die Gefahr bleibt immer, daß durch einen raschen diplomatischen Streich Frankreich und Deutschland sich auf Kosten Oesterreichs versöhnen.

Zürich, den 13. August 1870.

König Wilhelm soll geäußert haben, er werde mit dem Grafen von Paris Frieden schließen, und Bismarck im gleichen Sinne das Witzwort haben fallen lassen, dieser Krieg koste nur zwei Napoleons. Einstweilen ist die Haut des jungen nach England in Sicherheit gebracht, damit er nach Ludwig Philipp II. und der auf diesen folgenden Republik, als Napoleon IV. den Franzosen et au monde civilisé erhalten bleibe.

Zürich, den 3. September 1870.

Von politischen Dingen ist nichts zu melden, was nicht in den Zeitungen zu finden ist. Das scheint so ziemlich ausgemacht, daß wenn durch den zu hoffenden baldigen Frieden das Elsaß den Deutschen abgetreten wird, dasselbe an Bayern kommt mit Vorbehalt einer Bundesbesatzung für Straßburg. Dagegen dürfte der abzutretende, seinem Umfang nach nicht beträchtliche Grenzstrich von Lothringen bei Metz, zu Rheinpreußen geschlagen werden. . .

Das muß ich gestehen. So verweichlicht und entnervt ist die gegenwärtige Zeit nicht, wie ich sie mir in übler Laune oft gedacht habe. Welch herrliche Helden auf beiden Seiten, welche Aufopferung. Aber die Wohltat des Friedens wird man auch doppelt schätzen lernen. — Gott behüte Sie!

Ihr ergebener

W. Meyer.

Zürich, den 9. Oktober 1870.

Mein theurer Herr General!

Ich hatte Zürich im Augenblicke verlassen, da die Kunde von Sedan und von Napoleons Gefangennahme eingelaufen war. Großer Jubel war darüber im Badischen,*) besonders weil man hoffte, der Friede werde unmittelbar nachfolgen. So ein Ereignis hätte ich mir nicht zu träumen gestattet, da sind die armen Melac, Macé, Braunschweig, Hohelohe u. s. w. freigesprochen, da hat jedes Prahlen mit Marengo und Ulm und Jena und Magenta ein Ende gefunden. . .

Poß Wetter, wie haben diese Bayern, les Prussiens en bleu du ciel, dreingeschlagen! Die Badener sind ganz eifersüchtig darauf und wünschen auch einmal eine Hauptschlacht zu schlagen. „Mein Bruder, sagte mir die Kellnerin zu Grenzach, ist vor Straßburg bei der ersten Sexpfünder. Er hat mir geschrieben, seine Kleider seien abscheulich, d. h. bis auf die Haut durchnäßt, aber sein Herz schlage noch warm für Breißens Ehre und Teutschlands Wohl.“ — Einfacher sagten die Bauern drüben, als die Freudenschüsse für Straßburg ertönten: „S'ist gut, so gibts bald Frieden.“ Doch jetzt seid genug geplaudert

von Ihrem ergebenen

W. Meyer.

Zürich, den 20. Jänner 1871.

Nun wollen wir den Bismarck vornehmen, der in Ihrem Herzen das von dem sit venia verbo seligen Palmerston verlassene Plätzchen eingenommen hat. Es bleibt doch eine schwer zu lösende Frage, wie weit sich der Einfluß eines Menschen auf die Ereignisse erstreckt, wie weit sie sein Verdienst resp. seine Schuld sind, ob und wie weit umgekehrt er selbst von den Ereignissen beeinflusst, beherrscht, wider Willen fortgerissen wird. Nehmen wir an, Bismarck wäre im Jahre 1858 gestorben, wäre dann der Kampf um die deutsche Kaiserkrone zwischen Osterreich und Preußen ausgeblieben? Ich kann es kaum glauben. Vielleicht hätte ein gemeinsames Zusammengehen gegen Napoleons Anmaßlichkeit Platz gefunden, mit welchem Erfolg, ist kaum zu bestimmen, aber

*) Meyer hielt sich zur Kur in Rheinfelden auf.

am Ende aller Enden war dieser Krieg um die Rheingrenze früher oder später kaum zu vermeiden. . .

Gott erhalte Sie auch in diesem Jahre und bewahre Ihre freundliche Zuneigung

Ihrem Freunde

W. Meyer.

Zürich, den 7. Februar 1871.

Von unsern Truppen an der Grenze vernimmt man diesmal ganz gute Zeugnisse. Der Anblick des Elends bei der geflüchteten Armee hat sie die eigenen Strapazen billiger Weise richtiger würdigen lassen als es sonst unsere Herren Soldaten in Brauch haben.

Auf den Frieden glaubt man um so eher hoffen zu dürfen, als die Forderungen des Siegers sich mit Ausnahme des Geldpunktes (der für das reiche Frankreich keine Unmöglichkeiten darboten dürfte) seit Sedan unverändert geblieben sind.

M.

Zürich, den 22. März 1871.

Mein hochverehrter Herr General!

Nicht weniger als vier Briefe, Ihrer freundlichen lieben Briefe, habe ich zu beantworten. Ich wollte warten, bis wir in Zürich auch wieder einmal uns selbst angehörten, und man nicht bei jedem Schritt auf rothe Hosen, welche übrigens weniger schlimm waren als die Offiziere in Zivil, stoßen würde. Da kam es aber über unsere Stadt hergefahren mit der Erfüllung des Spruchs, den ich zur Langweilung meiner Kollegen und Mitbürger als weiland Stadtrath in der Behörde und Gemeinde und Gesellschaft so oft von mir gegeben habe: „Wer Wind säet, wird Sturm ernten“ oder: „Hochmuth kommt vor dem Fall“. — Die angekündigte Abreise der Franzosen erlitt eine unerwartete Zögerung, darüber kam die Schweinerei bei der Tonhalle, dann die Gefahr drohender Demonstration von Gesindel gegen das Zuchthaus, dann die eidgenössische Intervention und endlich der heillose Selbstmord Escher-Bodmers, welcher eif Millionien Schulden hinterläßt. Wenn die Stadt Zürich ihre angesehenene Stellung in der Eidgenossenschaft, ihren politischen Einfluß verloren hat, weil sich an die Stelle der Stadt in Folge des Kopfsahlprinzips die Jungendrescher=Noblesse der Landschaft und die Baumwollaristokratie gesetzt hat, so sehe ich dem gleichgültig zu, das ist der Welt Lauf. Aber wenn der alte ehrliche Zürcher- und Schweizername durch frevelhaften Leichtfinn von Leuten aus alten ehrenhaften Geschlechtern geschändet wird, dann kriege ich „den Schalk“ und bin nicht zu verbrauchen. . .

Vorige Woche war ich bei meinem Sohne, dem Arzt in Dübendorf, als die dortigen Franzosen abzogen. Einige kamen noch ins Haus, um

Abschied zu nehmen und dankten recht artig für die ihnen erwiesenen Gutthaten. Als aber einer beim Abschied — wohl ganz arglos — mir sagte: à revoir, dachte ich bei mir selbst: „gerne im Himmel, aber nicht in der Schweiz“. Obgleich dort lauter Mobiles waren und darunter 50 oder 60 aus St. Etienne, der Heimat der bösesten Buben de la belle France, so hat sich keine Klage gegen sie erhoben. Sie waren höflich und zufrieden. Wahr ist's, daß man ihnen viel Gutes erwies. Einen Sergeant fragte ich, woher er sei. Antwort: Du Dept. des deux Sèvres. Ich: Ah! un Vendéen! Er: Pardon, Monsieur, je suis Breton. Als er mich dann auf der Straße, bevor sie abmarschirten, wieder sah, rief er mir lächelnd zu: Vive la Suisse, à bas la Prusse. — Aus meinem freudigen Ausruf un Vendéen hatte er sich schon herausgefunden, ich sei ein Aristokrat, ergo ein Preußenfreund. Derselbe erzählte mir, das Dept. habe 3 Bat. Mobile, jedes zu 1200 Mann, gestellt. Im Sept. seien sie organisiert worden, die Offiziere seien ihnen zum Theil gegeben, zum Theil von ihnen selbst gewählt worden, die Meisten haben aber nichts verstanden. In den Vosges seien sie zum ersten Mal an den Feind gelangt und bei der ersten Salve der Preußen diese 3 Bat. oder 3600 Mann alle davongelaufen.

Das hindert aber nicht, daß ein sehr verständiger, alter Oberst von der Artillerie, nachdem er unserm Freund Wehrli, die Vortrefflichkeit der preußischen Artillerie gerühmt, hinzufügen konnte: aber die preußische Infanterie sei nicht viel werth, sie sei läche, ein Franzose jage drei und vier Preußen.

Sie sind eben, nämlich die Franzosen, Europas vermöhnte Kinder und bedürfen dann und wann einer Züchtigung; und weit entfernt, daß ich ihnen wie Professor Vischer das Blut unter den Nägeln hervorpressen möchte — eine wahrhaft infame Rede! —, so finde ich es hingegen nicht zu hart, wenn ihnen mit der Ruthe das Bürzi ein wenig wund gehauen wird...

Gottbefohlen!

M.

Zürich, den 31. März 1871.

.....

Etwas unklares ist die Doppelstellung des Kaisers und Königs. Mir scheint, er sollte das Krönen und Salben und all dieses Affenspiel nur für seine preußische Krone behalten, wenn es ihm doch ein Bedürfnis ist und für das Verhältnis zu Deutschland lediglich den Titel Kaiser statt „Bundesfeldherr“ führen. Es wäre weniger glänzend, aber ich glaube solider. Mit Zeremonien und Fastnachtspomp imponirt man heut zu Tage nicht mehr, sondern einzig mit Ernst, Gediegenheit und wenn es sein muß, mit Strenge.

Zürich, den 8. Mai 1871.

Bismarcks Relation über die Verhältnisse von Elsaß-Lothringen zeugt wieder einmal von dem Scharfblick und praktischen Sinn dieses energischen Charakters. Seine Hinweisung auf unsere ehemaligen Gemeinen Herrschaften kommt mir beinahe als eine Schlaueit vor. Es sind im deutschen Reichstag der Kenner unserer Schweizergeschichte nicht wenige vorhanden, und diese wissen, welches Unheil jenes Verhältnis über die Schweiz gebracht und dürften sich wohl veranlaßt finden, die einfache Einverleibung von Elsaß-Lothringen in die pr. Monarchie einem solchen Zwitterverhältnis vorzuziehen. Aber natürlich müßte der König kniefällig darum gebeten werden und dann wird Bismarck dem Reichstag erklären, welch großes Opfer Preußen sich damit auflege.

Ihr

M.

Zürich, den 22. Oktober 1871.

Mein verehrter Herr General!

Es sieht arg aus in Osterreich, das ist nicht zu läugnen, aber es ist auch schon so gewesen, ja weit ärger und doch steht die Monarchie noch aufrecht. Den Boden kann man nicht forttragen und jemand muß das Land regieren. Wien allerdings, das ist eine andere Frage, ob dies die Hauptstadt bleiben oder ob Buda-Pest der Mittelpunkt des neuen Magharisch-Slavischen Reiches werden soll? . . .

Einstweilen bleibt die Hauptsache, daß Osterreich sich nicht in einen Krieg verwickeln lasse. Der nächste Krieg würde, wie ich fürchte, keine andere Folge haben, als Osterreich wieder um eine Provinz, diesmal vielleicht Galizien, ärmer zu machen.

Immer aber wird aus allen Stürmen hindurch ein starkes Reich an der Donau sich erhalten, sei es von einem Habsburger regiert, oder wenn diese ausarten sollten, von irgend einem Quidam — eine Sache, die mir als entschiedenem Republikaner von geringer Bedeutung ist. Dieses Donaureich aber — welches soll seine amtliche Sprache, die Sprache der gebildeten Welt sein, magharisch? slavisch? rumänisch? oder gar wie im vorigen Jahrhundert lateinisch? Oder die Hofsprache? sie kommen vielleicht doch aufs deutsche zurück. — Daß Ungarn von Rußland verschlungen werde, scheint mir nicht zu besorgen zu sein und ich glaube, es war eben ein Unglück für Osterreich, daß seine Staatsmänner (schon Metternich 1828) von dieser Besorgnis sich einnehmen ließen und damit zuerst das Band, welches seit 1813 die drei Ostmächte vereinigte, lockerer machten. Rußland entwickelt sich zu einer ungeheuren Macht, aber so wenig es rathsam ist, als Angreifer in dasselbe einzudringen, so wird es noch lange dauern, bis es seinerseits als Angreifer gefährlich werden wird. Mir wenigstens wird bis dahin kein Zahn mehr wehe thun. . .

Ich baue auf Ihre Nachsicht und Ihre Freundschaft, um deren Bewahrung Sie auch diesmal wieder bittet

Ihr treuer

W. M.

Zürich, den 30. November 1871.

Von einem Siege der Konservativen kann man bei uns kaum reden. Die Konservativen sind gar nicht mehr vorhanden. Beinahe Alles ist Sozialist geworden, der Unterschied ist nur der, daß die herrschende Partei mit etwas grober Tazge dreinfährt, und daß die nicht um ein Härchen besseren Herren der Opposition, welche z. B. die Neue Zürcher Zeitung vertritt, sich bemühen, ihre Tazen in Glacéhandschuhe hineinzuzwängen. Immer tröste ich mich als ächter Optimist mit dem Sprüchel: 'S'ist auch schon dagewesen.'

Bleiben Sie versichert der innigen Anhänglichkeit

Ihres

W. Meyer-Ott.

Zürich, den 21. Mai 1872.

Mein verehrter Herr General!

Sie theilen wohl mit mir die Freude über das Verwerfen des neuen Bundesverfassungsentwurfes. Trotz allen Terrorisirens und Intriguirens hat doch der gesunde Sinn der Mehrzahl der Schweizer sich nicht bestriken lassen, in die ihm gelegte Falle zu gehen. Appenzell a. R. hat mich besonders überrascht und erfreut. Dagegen hat mich in unfreudiger Weise das Ergebnis im eigenen Kanton überrascht. Nachdem nur 14 Tage zuvor das souveräne Volk sich einmal selbständig gezeigt und mit ungeheurem Mehr das Schulgesetz verworfen hatte, hoffte ich, wo nicht auf die Mehrheit, doch auf eine sehr starke Minderheit in der Bundesverfassungsfrage, aber wir brachten es nur auf $\frac{1}{6}$ der Stimmen. Eine Menge unserer Juristen, Gelehrten, Kaufleute, namentlich der ganze Anhang Alfred Eschers, die Börsenmänner, die meisten jungen Militairs haben für die Revision gestimmt. „Pressirts euch so verdammt, preußisch zu werden,“ sagte ich zu einem Unschlüssigen, „seid ohne Sorge, ihr werdet es noch früh genug. Aber mir selbst gönne ich dies Vergnügen nicht. Das bischen Föderalismus ist immer noch ein, wenn auch schwacher Hemmschuh gegen eine tolle Großhanspolitik einer Zentralbehörde.“ — Daß Bünden in der Mehrheit verwerfen würde, darauf habe ich gezählt, aber ich habe sie weit stärker erwartet. Die Industriellen (was Dubs in seiner Erklärung als die Blutokratie bezeichnet) scheinen bei Ihnen in der neueren Zeit gewaltig an Terrain gewonnen zu haben. . .

Stets Ihr treu ergebener

Wilhelm Meyer-Ott.

Zürich, den 23. September 1872.

Mein hochverehrter Herr General!

Das bedeutendste Ereignis der Gegenwart scheint mir der Kampf der Staatsgewalt gegen die römische Hierarchie, welchem die letztere durch ihre gewaltigen Übergriffe in den letzten zwei Jahrzehnten gerufen hat. Ich verabscheue den Materialismus aus tiefem Herzensgrund, aber der Papismus ist mir noch viel verhaßter. . .

Über die Zustände im Elsaß habe ich von einem dort angestellten deutschen Schulmann, einem wahrhaften besonnenen und tiefblickenden Charakter, sehr interessante Schilderungen vernommen. In den Städten ist man durchweg antideutsch, zuerst alle angesiedelten Franzosen, dann alles, was sich mit Franzosen vermischt hat, endlich alle Katholiken. Unter den Bauern hingegen sind die ganz reformirten Gemeinden, deren Zahl übrigens eine sehr kleine ist, entschieden deutsch gesinnt, und eine große Zahl katholischer Bauerndörfer zeigen sich schon den neuen Zuständen nicht mehr feindlich. Was ihnen besonders gefällt, das ist die deutsche Rechtspflege. So weitläufig und kostspielig dieselbe für Rechtshändel größerer Art ist, so zweckmäßig, wohlfeil und prompt ist sie für sog. Bagatellsachen. Die französischen Juges de paix, welche dergleichen zu richten hatten, waren den Bauern durch ihre Härte und Gleichgültigkeit und Nachlässigkeit verhaßt geworden. Jetzt haben sie durchweg deutsche Friedensrichter aus Rheinbayern und Rheinpreußen, und sind hoch erfreut über die Raschheit und Sicherheit, mit welcher diese die Geschäfte erledigen. Darum sagte auch ein Bauer zu meinem Gewährsmann: „Eufere neu Juge thut gut jugen“ . . .

Von Herzen

Ihr M.

Zürich, den 22. August 1873.

Mein theurer, verehrter Herr General!

Ich sollte mich bei Ihnen wohl entschuldigen wegen meiner Nachlässigkeit und Rücksichtslosigkeit, aber während der letzten Wochen war bei mir die Faulheit in solchem Maße Meister, daß wenn ich mich zum Schreiben ermannte, nie ein ordentlicher Satz zu Stande kam. Dann warf ich die Feder beiseits und ging ins Freie, je nach der Tageszeit entweder um einen tüchtigen Marsch zu machen oder um im Garten mit der Zigarre im Munde im Schatten von ein paar Tännchen zu phantasieren, zu schlummern, auch mir gelegentlich ein Löchlein in die Hosen zu brennen. Jeden Abend aber punkt 7 Uhr stellte ich mich auf dem Baugarten ein, um ein Glas Bier und darnach nicht einen Schoppen, sondern bloß 3 Deziliter Beltliner zu trinken.

Mein Lieblingsausflug sind die Waldungen; den Zürichberg, Albisberg, Zollikerberg bis nach der Forch hin habe ich vielfach durchstreift, ein paar Mal den Utlberg besucht, wobei ich dann in der Regel aufs Mittagessen zu Hause bin. Das Marschiren in der Mittagssonne ist mir

durchaus nicht lästig, so lange der Himmel hell und die Luft nicht schwül ist. Zuweilen ziehe ich weiter, z. B. über den Schnabel nach Anonau, oder über Affoltern am Ruzensee, Buchs und Detsingen nach Baden, den Rückweg dann per Eisenbahn nehmend. Das Maximum, das ich mir gestatte, ist 5 Wegstunden und auf Befehl muß ich, wenn es weiter als drei Stunden geht, einmal einkehren. . .

Von Politik mag ich nicht schreiben. Selbst vom Militär habe ich nicht den Muth anzufangen aus Furcht, mich zu ärgern.

Und damit Punktum.

In unveränderlicher Gesinnung

Ihr W. M.

Die Bedeutung der Kampfgase für Kriegsbereitschaft und Kriegsführung.

Von W. Volkart, Zürich.

Der Weltkrieg hat mit unwiderleglicher Deutlichkeit erwiesen, daß das Gas als das wirksamste moderne Kampfmittel anzusehen ist. Wer daher über künftige Kriegsführung, wie über die Verteidigungsfähigkeit des eigenen Landes Betrachtungen anstellen will, muß mit dem Kampfgas als einer Hauptwaffe rechnen. Im folgenden sei auf die Rolle hingewiesen, die die chemischen Kampfstoffe bei der Herstellung der Verteidigungsfähigkeit eines Landes und bei der Kriegsführung spielen.

Zur Kriegsbereitschaft eines Landes gehört in erster Linie eine leistungsfähige Gasindustrie. Auf Grund der Tatsache, daß die Gaskampfstoffe die beständigen Produkte der chemischen Industrie oder zum mindesten unmittelbare Zwischenprodukte derselben darstellen, können die chemischen Fabriken, vor allem die Farbstofffabriken, rasch auf Kampfgasfabrikation umgestellt werden. Für einzelne Gase ist die Verwendbarkeit sofort möglich; innerhalb höchstens drei Monaten soll die Großzahl der Fabriken von der Friedens- auf die Kriegsproduktion umgestellt werden können. Erste Vorbedingung einer guten Kriegsvorbereitung ist die Sorge um die Rohmaterialien, sofern diese nicht aus dem eigenen Lande bezogen werden können. Die Herstellung der Kampfstoffe selbst stößt dann auf keine allzugroßen Schwierigkeiten mehr. Zur chemischen Kriegsindustrie rechne ich auch noch die Herstellung der Gaschutzgeräte. Auch sie muß sich mit den notwendigen Rohprodukten eindecken und steht in engster Verbindung mit der Armeeleitung und der zuständigen wissenschaftlichen Gas-Stelle, um den taktisch-technischen Forderungen der Armee Rechnung zu tragen und den sich stets steigenden physikalisch-chemischen Bedingungen zu genügen, welche durch neue Kampfstoffe neu aufgestellt werden.

Nicht alle Gaskampfvorfahren, die bis heute zur Entwicklung gekommen sind, spielen eine gleich wichtige Rolle. Der Angriff